

Für unsere Kinder

Nr. 15 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Mein Monat. Von Björnsterne Björnson. (Gedicht.) — Berserker und Wüteling. Von Robert Grösch. — Burg „Fragmirtacht“. Von Konrad F. Meyer. (Gedicht.) — Das unterbrochene Murrenspiel. Von a. e. — Von den Barbaren. II. Von ed. — Arno. Von E. Seton Thompson. (Fortsetzung.) — Der erste Mai. Von Emma Döly. (Gedicht.)

Mein Monat.

Von Björnsterne Björnson.

Ich lobe mir April,
In dem das Alte fällt,
Das Neue Kraft erhält;
Wohl liebt er Frieden selten, —
Doch soll wohl Frieden gelten?
Nein: dass man etwas will.

Ich lobe mir April,
Weil er, der Stürmeregner,
Der Eis- und Herzbeweger,
Weil er, der Kräfteregner,
Den Sommer bringen will.

○ ○ ○

Berserker und Wüteling.

Habt ihr nie von den beiden Riesen Berserker und Wüteling gehört? Sie kamen vor langer Zeit von weit, weit her, und jeder der zwei bewohnte ein Reich. Schon damals waren die beiden Giganten von so ungeheurer Größe, daß sich dies in einer kleinen Geschichte kaum beschreiben läßt. Berserker rechte den Leib über sein ganzes Land hinweg, und Wütelings Körper füllte gewaltige Ebenen aus.

Die beiden Riesen hätten sich eigentlich ihres Lebens freuen sollen, denn sie waren Brüder, lebten nahe beieinander und bewohnten schöne Länder. Aber leider lastete ein schwerer Druck auf den beiden: sie wurden von zwei felsamen Herrschern geplagt. Berserker's Bedrücker hieß Kerk, thronte in einem Schloß hoch oben in Berserker's Land und lockte seinem Riesen das Schönste ab, was der besaß. Die leckersten Rehe des Waldes, die schönsten Fische des Meeres,

Berserker's fetteste Kühe — alles, alles verschwand in Kerk's Schlosse und ermöglichte dem Bedrücker ein tolles Verschwendeleben.

Genau so trieb's Wütelings Herrscher. Er hieß King und saß in einem Schloß auf stolzer Höhe in Wütelings Land. Das Gold, das Wüteling in tiefen Gruben schürfte, die schönsten Gewebe, die er spann, die fettesten Ziegen und Schafe, die er züchtete — alles verschwand in King's Palaß.

Manchmal murrten die Riesenbrüder und hatten Lust, ihre Könige von den Bergen herunterzublasen. Denn Kerk und King waren sehr klein, kleiner als der kleinste Riesenfinger. Aber die Riesen getrauten sich aus heiliger Ehen nicht an die Zwerge heran, weil auf jedem der Zwergentöpfe eine gleißende Krone saß. Die funkelten so tausendfältig, daß die Riesen ihre Augen gebend abwenden mußten, wenn sie nur hinsahen. Dann lachten die Zwerge und sagten: „Seht ihr, wir sind eure Sonne, ohne uns wär's finster im Lande.“

Außerdem besaß jeder der Knirpse ein großes Blechhorn. Wenn sie da hineinschrien, klang ihre Stimme wie der Donner, der am Himmel rollt. Dann erschrakten die beiden Riesen und jeder tat, was sein Herrscher verlangte. Die zwei Riesen hatten sich so an das Dasein ihrer kleinen Bedrücker gewöhnt, daß sie gar nicht mehr wußten, warum und seit wann die auf den Schloßern da oben thronten. So blieben die Riesen arm und reichten die Schätze, die von ihrer Hände Arbeit geschaffen wurden, demütig in die Schloßer hinauf. Aber je reicher King und Kerk wurden, desto habgieriger gebärdeten sie sich. „Poß Donner!“ ging es oft in Kerk's Schädel hin und her, „wenn mein Berserker den Wüteling erschlagen und mir King's Schätze holen könnte!“ — Ähnlich Schlimmes dachte auch King.

So saßen die kleinen Unholde einander gegenüber, und jeder lauerte auf einen Grund, um seinen Riesen gegen den anderen loszulassen.

Und der Grund kam. Im Morgen Sonnenschein eines schönen Tages rechte sich Wüteling über sein mächtiges Reich hin, streifte mit dem Ellenbogen leicht über die Grenze und knickte aus Versehen einige Bäumchen. Das sah Herrscher Kerk, rückte mit dem Kopfe in den Sonnenschein, daß die Krone gebieterisch strahlte und

posaunte in sein Horn: „Schlag zu, Berserker! Wüteking will unser Land zerstören.“

Bereits ertönte auch drüben im Nachbarreich das Horn Rings: „Drauf Wüteking! Berserker will uns erschlagen.“

Die Hörner dröhnten, als wolle der Himmel einstürzen, und machten die beiden Brüder so wild, daß sie wie von Sinnen nach ihren Keulen griffen und aufeinander losschlugen, bis jeder erschöpft und blutend in sein Land zurücksank.

Von nun an haßten die Riesen einander und vergaßen ganz, daß sie Brüder waren. Sie fannten auf Rache. Wüteking hämmerte sich Dolche und Speere. Berserker schmiedete sich ein langes, furchtbares Schwert. Die beiden Herrscher aber steckten die Köpfe aus ihren Palästen, lugten gierig nach den fremden Schätzen und lauerten auf einen neuen Grund zum Kampfe.

Der Grund fand sich bald wieder. Als Wüteking einmal so kräftig niesete, daß ein kleiner Felsblock in die Luft flog, hatte Kerk schon das Horn bei der Hand und posaunte: „Berserker, drauf! Der Feind schießt bereits.“ Im selben Augenblick tütete auch Rings Trompete: „Drauf, Wüteking!“

Das Gebrüll der Hörner machte die zwei Giganten noch rasender, als ihnen ohnehin zumute war. Sie stürmten aufeinander los, und das Waffengeklöse hallte über die Erde, bis Berserker aufschrie: „Der Hund hat mir ein Bein zersekt.“ Und er wankte rückwärts. Da endlich sank auch Wüteking stöhnend in sein Land nieder.

Abgehaunene Finger blieben auf dem Kampfsplatz, die Felder waren zertraten, ein Blutstrom floß über verwüstete Gefilde, und die Sonne kroch schauernd hinter eine Wolke. Kerk aber lenkte sein Horn nach Berserker's Ohr und sagte grollend: „Siehst du, hättest du dir bessere Waffen versorgt!“ Da raffte sich der blutende Berserker wieder auf, erstüftelte eine kunstreiche Mordwaffe und ging sogleich daran, sie anzufertigen.

Das sah Ring, richtete sein Horn an Wüteking's Ohr und sagte: „Sieh, wie sich unser Feind zum Kampfe rüstet!“ Da erhob sich auch Wüteking und grub in seinem Bergwerk nach einem schrecklichen Sprengstoff.

So mühten sich die Riesen an neuen Mordwaffen ab, ohne auch nur aufzugucken. Dabei mußten sie nach wie vor für ihre Herren sorgen und ihnen alles schicken, was das Herz begehrte. Die Felder verödeten, auf denen die Riesen ihre eigene Nahrung bauten. Ber-

serker und Wüteking wurden immer ärmer und mußten hungern. Manchmal wurden sie von verzweifelter Wut gepackt, ließen die fleißigen Hände sinken und schauten murrend zu den Zwergenschlößern hinauf. Aber von da oben funkelten ihnen ein paar Kronen entgegen wie die Sonne selber, so daß sich die Riesen geblendet abwenden mußten, weiter hungerten und an ihren Waffen schmiedeten, wie ihnen die Bedrücker geheißt hatten.

Daher kam's, daß Berserker vor lauter Elend nachts nicht mehr schlafen konnte. Er stöhnte, wälzte sich hin und her und wurde von schrecklichen Träumen geplagt: Er sah, wie sein Geschloß in Wüteking's Leib explodierte, und wie er selbst von Wüteking's Sprengstoff in Stücke gerissen wurde. Er, der große, starke Berserker!

Und wie er eines Nachts ganz nahe an Wüteking's Land lag, hörte er auch von da drüben her das Schnausen der Unruhe.

„Wie, du stöhnst wohl auch?“ frug da Berserker ganz erstaunt.

„Ja, ich habe Hunger,“ klagte Wüteking.

„Ich auch!“

„Siehst du, wir sollten lieber unsere Felder bebauen wie früher!“

„Und nicht auf Mord und Totschlag sinnen!“

Die beiden Riesen sahen einander erstaunt an und überlegten lange.

„Ja, warum wollen wir uns eigentlich erschlagen?“ kam es plötzlich zu gleicher Zeit aus beiden Riesenmäulern.

Im Osten graute der Tag, und Wüteking's Augen weiteten sich. „Du siehst genau aus wie ich — wir sind doch Brüder!“

„Ja, warum wollen wir uns eigentlich erschlagen?“ wiederholte Berserker.

Und langsam, als hätten sie den gleichen Gedanken, wandten sie die ungeheuren Köpfe den Palästen zu, die aber im Morgennebel noch nicht sichtbar waren.

„Alles wegen denen da oben,“ brummte Wüteking und stieß einen greulichen Fluch aus.

„Begen denen, die uns den letzten Bissen nehmen,“ grollte auch Berserker und stampfte mit dem Fuße, daß die Erde erzitterte und das Meer hüpfte. Den Zwergen Kerk und Ring aber, die gerade aus ihren Palästen heraus nach den Schätzen des fremden Landes lugten, fiel die Krone vom Kopfe, tiefer und immer tiefer. Es kirkte zweimal, und als die Sonne den Nebel verjagt hatte, sahen beide Riesenbrüder die Kronen wie Glascherben zersplittert am Fuße der Schloßberge liegen. An

einem Fenster ihrer Paläste aber standen hauptsächlich und verängstigt die beiden Zwerge. Auf ihren Köpfen funkelten keine Kronen mehr und nichts glitzerte da oben fürder, was die Riesen blenden konnte.

„Schau dir den Kerl an, der hat ja einen Wasserkopf,“ lachte Berserkerl aus vollem Halse.

„Und der King hat einen Spitzkopf!“ schrie Wüteking vergnügt.

„Und die wollten unsere Sonne sein —!“

Als die Zwerge solch eine fröhliche Einigkeit der Riesen sahen, wurde ihnen noch bellommener zumute, und sie griffen nach ihren Hörnern. Schon erscholl es aus Kings Posaune: „Wüteking, dein Feind Berserkerl will —“

Aber da packte die beiden Riesen ein grimmer Zorn. „Wir sind Brüder,“ schrien sie so wild zu den Schöffern hinauf, daß ihr Riesenatem wie ein Sturmwind durch die Lüfte segte. Die Bäume bogen sich, die Vögel schwirrten auf, die Hörner drehten sich in den Händen der Zwerge und wirbelten weit hinaus in die Welt. Die Zwerge aber schlotterten in Angst und Schrecken, wurden bleicher und bleicher und sanken zu Staubhäufchen zusammen, die der Wind ins Weite segte. Da sah Berserkerl den Wüteking und Wüteking sah den Berserkerl erstaunt an.

„Wären wir doch eher so einig gewesen!“ Berserkerl nickte. „Dann wären wir die Knirpse eher los geworden.“

Die Brüder ließen sich nebeneinander ins grüne Gras nieder, die Sonne schien, die Vögel sangen, als wäre die Welt nie so schön gewesen, und die zwei Riesen feierten ein so fröhliches Verbrüderungsfest, daß man ihr Lachen über die ganze Welt hin hören konnte.

Jedes Jahr aber, wenn das Maiglöckchen blüht, begehen die beiden Riesen diesen Tag von neuem, und wer ein bißchen aufpaßt, kann sich in der nächsten Zeit wieder an dem Feste erfreuen.

Robert Grötsch.

○○○

Burg „Fragmirnichtnach“.

Von Konrad F. Meyer.

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,

Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,

Da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt

In ungebrochne Waldeseinsamkeit.

Ich sah mich um und frug: „Wie heißt das Schloß?“

Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da murrte sie, die jedes Wort verdroß:

„Fragmirnichtnach.“

Ich schritt hinan; im Hof ein Brunnlein scholl,
Durch den verwachsenen Torweg drang ich ein,
Ein dünnes kühles Nieseln überquoll

Auf einer Gruft den schwarzbemooften Stein,

Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur.

Entziffernd, was des Steines Inschrift sprach,

Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:

Frag' mir nicht nach!

○○○

Das unterbrochene Marmelspiel.

„Bieviel Marmor hast du, Heinrich?“

„Siebenundachtzig.“

„Mehr nicht? Ich habe zweihundertneun-

unddreißig und dann noch zwanzig weiße.“

„Wo hast du die vielen Marmor denn her?“

„Die hat mir mein Vater gekauft.“

„Ja, das glaub' ich! Dazu gibt mir mein Vater kein Geld.“

„Wo hast du deine Marmor denn her?“

„Zehn hat Hans Wellmann mir geschenkt, die anderen hab' ich gewonnen.“

„Kannst du gut spielen?“

„Ach, bloß so'n bißchen. So gut wie Hans

Wellmann kann ich's nicht. Der trifft immer!

So hält er den Arm, dann schaut er mit einem

Augen über den Marmor und dann — schwapp!

— hat er den anderen getroffen! Auf zehn

Schritte kann er das!“

„Auf zehn Schritte? Das glaub' ich nicht.“

„Dann laß es bleiben! Hans Wellmann

kann alles, was er will. Wenn du mit ihm

spielst, dann hat er dir in einer halben Stunde

deine ganzen zweihundertundneununddreißig

abgewonnen.“

„Ich hab' ja zweihundertneununddreißig!“

„Na, die zwanzig kriegt er auch noch.“

Willi Meier umklammerte etwas ängstlich

seinen Marmorbeutel, als ginge es schon los

mit dem Verlieren. Aber dann zog ein Trost

durch seine Brust.

„Ich hab' ja gar nicht alle bei mir, ich hab'

ja nur fünfundsiebzehn im Beutel. Woll'n wir

'n bißchen spielen?“

„Was denn? Wirf an die Wand? Und wir

zwei bloß? Da muß Hans Wellmann mit-

spielen.“ „Der ist ja gar nicht da!“

„Ach, dann pfeif' ich ihm.“

Heinrich steckte mit kunstgerechtem Griff die

beiden Zeigefinger in den Mund und brachte

dadurch einen so lauten und durchdringenden

Pfiff zustande, daß Willi Meier mit Hochachtung und Erstaunen sagte:

„Donnerwetter, du kannst aber fein pfeifen!“

Diese Anerkennung veranlaßte Heinrich, noch einmal und noch schriller zu pfeifen.

„Wie machst du das, Heinrich? Wer hat dich das gelehrt?“

„Hans Wellmann, der kann noch viel besser pfeifen. Hörst du? Er antwortet schon! Jetzt pfeift er mit'm Daumen und Zeigefinger.“

„Wo hat der das alles her? Er hat doch keinen Vater mehr.“

„Nein, das lernt er alles so.“

Um die Ecke bog mit lustigem Pfeifen und munterem Gesicht Hans Wellmann. Nach der neuesten Mode war er gerade nicht gekleidet, gestickt war die Sonntagshose auch schon, aber ordentlich sah er drum doch aus, von dem Augen Flachskopf bis zu den derben Stiefeln. Er hatte einen etwas wiegenden Gang. Den hatte er von seinem Vater geerbt, der war Seemann gewesen.

„Was willst du, Heinrich?“

„Willst du mit uns Murrel spielen?“

„Ja, nachher, aber jetzt nicht.“

„Warum denn jetzt nicht?“

„Ich geh' in 'ne Versammlung.“

Heinrich und Willi sahen ihn erstaunt an, sie dachten, er wolle sie zum besten haben.

„Wo gehst du hin? In 'ne Versammlung?“

„Was ist das denn?“

„Willi, du bist aber 'n Schafskopf, wenn du nicht weißt, was 'ne Versammlung ist.“

Heinrich beilte sich, einem ähnlichen Vorwurf zuvorzukommen:

„Eine Versammlung — da kommen Männer hin, die was bereden wollen — mein Vater geht auch immer in Versammlungen.“

„Ze, geht er denn nicht heute auch in die große Wahlrechtsversammlung?“

„Was, in die, die draußen vor dem Tor ist? Auf'm Schützenplatz? Heute nachmittag?“

Willi wollte seine Unkenntnis wieder gut machen und meinte etwas geringschätzig:

„Ach die! Da gehen ja bloß Sozialdemokraten hin.“

„Ja, das bin ich auch,“ sagte Hans, „und darum geh' ich hin.“

„Du bist — ja, dürfen wir Jungens denn auch dahin?“ fragte Heinrich etwas unsicher.

„Ach, ich geh' einfach! Die Versammlung ist a nicht in einem Saal, die ist ja auf einer großen Wiese. Ich habe heute morgen schon gesehen, wie dort eine große Tribüne aufgebaut ist. Da kommt der Mann 'rauf, der

die Rede hält. Meine Mutter hat mir gesagt, er sei früher hier gewesen, er ist mit ihr in die Schule gegangen; jetzt ist er aber in Berlin.“

„In unsere Schule ist der gegangen? Und der kann jetzt Reden halten? Ich geh' mit, Hans!“

„Ich auch.“

Ein endloser Strom von Menschen flutete durch die lange Straße, die aus dem Innern der Stadt vor das Tor zum Schützenfestplatz führte. Es war ein herrlicher Aprilsonntag. Die Sonne strahlte warm und gütig auf die feinfrohe Erde.

Und die Menschen schritten im Sonntagstaate dahin. Sie freuten sich, daß in ihrer kleinen Stadt auch zum erstenmal eine große Versammlung unter freiem Himmel stattfand. Und sie waren feierlich gestimmt, weil sie wußten, daß ihr Marsch vor das Tor auf den Schützenfestplatz einem ernsten, wichtigen Werke galt: der Erringung des freien Wahlrechts.

Tausende waren auf dem Platze zusammengetrömt! Da konnten doch nur die Kranken und Schwachen zu Hause geblieben sein. Und die nicht einmal alle! Humpelte da doch der alte Invalide mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust einher! Und Mütter waren mit ihren Kindern auf dem Arme oder im Wagen gekommen.

Alles drängte sich um die Rednertribüne. Sie war aus einigen Brettern, die auf einem soliden Lastwagen befestigt waren, roh zusammengesägt. Aber von den Brettern sah man nichts, sie waren von leuchtendem roten Luche verdeckt. Und an einer langen Stange wehte fröhlich eine rote Fahne.

Ganz vorn, unmittelbar zu Füßen des Redners, saßen einige Jungen, Hans Wellmann und seine Freunde. Sie hatten sich wie kleine Wiesel durch die dichtgedrängten Massen der erwartungsvollen Menschen hindurchgeschlängelt. Einmal wollte ein Mann unmutig werden, als sich die kleine Gesellschaft an ihm vorbeischoß. Aber ein anderer sagte: „Laß sie doch! Die kleinen Kerls müssen nach vorn. Sie können doch über die Großen nicht weggucken. Und lachend hatte man sie durchschlüpfen lassen.“

Mit glänzenden Augen saßen die Jungen da und lauschten dem Redner. Das war etwas ganz Neues für sie. Wohl hatten sie von den Befreiungskriegen und von preußischen Königen in der Schule gehört. Daß 1848 eine schlimme Volksempörung gewesen sei, hatte ihnen der Lehrer auch einmal gesagt. Aber darüber war

er kurz hinweggegangen, und den Jungen schien es, daß es sich da um eine recht böse Zeit handeln mußte. Jetzt hörten sie auch von diesen Dingen. Aber so wie sie der Redner erzählte, waren sie ganz, ganz anders vor sich gegangen, als es der Lehrer geschildert hatte.

Nicht der preussische König hatte die Befreiungskriege gewonnen, sondern das preussische Volk; der König hatte sich sogar bis zuletzt dem Freiheitsdrang des Volkes widersetzt und statt dessen vor Napoleon scharrenjelt. Als dann der Krieg begann und der König mitgerissen wurde, versprach er dem Volke eine freie Verfassung und eine gerechte und volkstümliche Regierung. Nachdem aber der Krieg zu Ende war und die deutschen Fürsten sich vor Napoleon nicht mehr zu fürchten brauchten, vergaßen sie die schönen Versprechungen. Auch der preussische König hatte sein Wort nicht gehalten und sein Nachfolger hatte das Volk gar noch schlechter behandelt.

Aber dann war eines schönen Tages das Faß übergelaufen. Das preussische Volk hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gesagt: Bis hierher und nicht weiter! Und es hatte sich selbst seine Rechte vom Tische genommen — auch ein freies Wahlrecht. Der König aber hatte mit sauerlühler Miene Ja und Amen sagen müssen. Das war 1848 gewesen.

Aber das Volk war zu vertrauensfelig, zu gutmütig. Es ließ sich bald wieder beschwichtigen und einlullen und neue Fesseln anlegen. Und als ihm dann das freie Wahlrecht genommen wurde, da konnte es nur mit den Zähnen knirschen und jornig zuschauen; wehren konnte es sich nicht mehr, denn die neuen Fesseln hielten schon zu fest.

Mit dem Unfreien, ungerechten, ungleichen Wahlrecht, das dem preussischen Volke in den Zeiten größter Unfreiheit aufgezwungen worden war, soll sich auch heute noch das preussische Volk begnügen? Das fragte der Redner, und er antwortete: Das darf nicht sein! Ein schlechter Kerl, der sich in der Sklaverei und Unfreiheit wohl fühlt! Die preussischen Arbeiter wollen frei werden, wie sich's für denkende, selbstbewußte Männer geziemt. Und sie werden kämpfen, bis dieses große Ziel errungen ist!

Als der Mann geendet hatte, erhob sich von allen Seiten orkanartig ein schier unaufhörlicher Beifallsjubel. Was Wunder! Wenn zehntausend Paar harter Hände krachend ineinandererschlagen, wenn sich zehntausende rauher Kehlen einigen zu donnernden Rufen Doch! und Bravo! — das muß schon wettern

und krachen, als wenn die haushohen Wogen des Meeres wild am harten Felsen zerbersten.

Am längsten aber klatschten und jubelten Hans Wellmann und seine Freunde. Na, sie hatten den Redner ja auch am deutlichsten hören können, sie hatten doch ganz vorn gesessen. Einige Male war es Hans so vorgekommen, als wenn ihn der Blick des Redners getroffen hätte. Hei, wie das Auge des Mannes blitzte und sprühte! Es war Hans immer in die innerste Seele gefahren. So reden zu können, das war etwas! Das möchte er auch später einmal, wenn er groß war.

Und dann erschollen die Klänge eines Liedes. Zuerst wollten sich die vielen Tausende von ungeübten Kehlen nicht zusammenfinden. Aber bald kamen sie in Takt und Schwung, und in mächtigen Rhythmen donnerte es über den Platz:

Das freie Wahlrecht ist das Zeichen,
In dem wir siegen, nun wohl an!
Nicht predigen wir Haß den Reichen,
Nur gleiches Recht für jedermann.
Die Lieb' soll uns zusammenfetten,
Wir strecken aus die Bruderhand,
Aus geist'ger Schmach das Vaterland,
Das Volk vom Elend zu erretten.

Das konnten Hans und die anderen Jungen auch, und hell und frisch stimmten sie ein:

Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all,
Der Bahn, der lähnen, folgen wir,
Die uns geführt Lassall'.

Eine Stunde später standen die Jungen wieder an einer Straßenecke und spielten Murrel. Ganz so wie sonst waren sie mit ihren Gedanken nicht bei der Sache, bald kam der eine, bald der andere wieder auf das große Ereignis zu sprechen, das sie miterlebt hatten. Heinrich behauptete, er hätte auch ihren Lehrer in der Menschenmenge gesehen.

„Er hat's ihnen aber auch ordentlich gegeben!“

Willi Meier konnte eine leise Besorgnis nicht unterdrücken, daß ihn jemand gesehen habe, der es seinem Vater wieder sagte.

„Darf dein Vater das denn nicht wissen?“

„Nein, er ist ja Weichensteller, und die dürfen keine Sozialdemokraten sein.“

„Aber du kannst es doch sein,“ meinte Hans. Und Willi antwortete stolz: „Ja, ich bin's auch!“

Heinrich stieß Hans leise an:

„Du, Hans, ist das da nicht der Mann, der die Rede gehalten hat?“

Der Mann kam näher, eine Mappe unter dem Arme. Er wollte zum Bahnhof. Als er sich den Jungen näherte, sah er, wie sie mit dem Spiel aufhörten und ihm gespannt und mit leuchtenden Blicken entgegensahen. Und als er nahe bei ihnen war, rissen sie alle wie auf Kommando die Mützen vom Kopfe. Einer aber rief dem Manne mit heller Stimme zu: „Sie haben aber fein geredet!“

Da nickte der Mann Hans freundlich zu und ging lächelnd weiter. Wie das Wort des Jungen dem Manne innerlich wohl getan hatte, das ahnte Hans nicht. Ich weiß es aber, daß der Mann darüber sehr glücklich war, und daß er abends zu seiner Frau sagte: „So schön bin ich noch nie für einen Vortrag belohnt worden wie heute nachmittag.“ Und dann erzählte er ihr die Geschichte von den Jungen.

Ihr glaubt wohl nicht, daß sie dem Manne so große Freude gemacht hat?

Ihr könnt es mir aber ruhig glauben, ich weiß es nämlich sehr genau.

Und woher ich's so genau weiß? Wenn ihr's niemandem verraten wollt, will ich's euch anvertrauen: ich war der Mann selbst! Aber: Pst! Niemandem wieder sagen! a. e.

o o o

Von den Barbaren.

II.

Die Menschen sind dank der gegenseitigen Hilfe als Sieger aus dem harten Kampfe mit der Natur hervorgegangen. Das habt ihr in der letzten Nummer gelesen. Sicherlich möchtet ihr nun auch näheres darüber erfahren, worin denn eigentlich diese Hilfe und Unterstützung besteht. Euer Wunsch soll gern erfüllt werden.

Begleitet mich über das Mittelländische Meer nach Nordafrika. Dort lebt der Volksstamm der Kabylen. Diese Barbaren bieten alles auf, um mit vereinten Kräften gegen die Not anzukämpfen und den Mangel von den Ihrigen fernzuhalten. Sie leben in sogenannten Dorfmarken zusammen. Jede solche Dorfmark vereinigt Familien, die von einer und derselben Abstammung sind und den Grund und Boden gemeinsam besitzen, den sie bebauen. Diese Art von Vereinigung, die auf der Verwandtschaft beruht, könnt ihr bei den meisten Völkern antreffen, die sich noch auf der Stufe der Barbarei befinden. Auch bei euren germanischen Vorfahren bestand lange die Markgenossenschaft, und es gibt jetzt noch barbarische Völ-

ker, die in Markgenossenschaften leben. Davon werde ich euch noch erzählen.

Was die Dorfmark der Kabylen anbetrifft, so hat sie gar wichtige Aufgaben zu erfüllen. Alle erwachsenen Glieder oder Genossen der Dorfmark treten zur Volksversammlung oder Djemmäa zusammen. Diese beschließt über die bedeutungsvollsten Angelegenheiten der Genossenschaft. Die Djemmäa findet unter freiem Himmel statt oder in einem Gebäude, in dem Steinsitze für die Teilnehmer hergerichtet sind. Sie setzt die Abgaben fest, schlichtet die Streitigkeiten, entscheidet über Krieg und Frieden, verteilt den Boden, der allen gehört, an die einzelnen Familien zur Bebauung, bestimmt die öffentlichen Arbeiten: die Anlage und Instandhaltung der Bewässerungsstände, die Besorgung der Brunnen, den Bau von Straßen, von Verschanzungen und Türmen, die zum Schutze gegen Feinde dienen usw. Was die Versammlung beschließt, das führen die in der Dorfmark zusammengeschlossenen Kabylen mit vereinten Kräften aus. Die Djemmäa sucht der Not der einzelnen Dorfgenossen dadurch abzuweichen, daß sie für die Armsten bestimmte Gärten und Felder zur Bearbeitung und Nutzung freihält. Auch wird von den Geldstrafen und Geschenken, welche der Dorfmark zufallen, Fleisch gekauft und unter denen verteilt, die selbst keines bezahlen können. Wenn eine Familie sich ein Haus erbaut, so hilft die ganze Dorfgenossenschaft dabei mit, Männer wie Frauen. Wenn die Familie einen Ochsen oder ein Schaf schlachtet, so denkt sie ihrerseits nicht daran, das Fleisch allein zu verzehren. Sie läßt vielmehr das Ereignis durch einen Gemeindevorsteher in den Straßen verkünden, damit jeder komme und miteße, der Hunger oder Appetit verspürt. Kranke und hilflose Leute dürfen holen, was sie brauchen. Jede Gemeinde hat ihren eigenen Schmied. Ihm fällt eine gar wichtige Arbeit zu. Wenn die Zeit zum Pflügen kommt, geht er von Haus zu Haus und besichtigt die Pflüge und andere Ackergeräte, an denen er dann die nötigen Ausbesserungen vornimmt. Für seine Arbeit nimmt er aber ebensowenig Geld wie für die Anfertigung neuer Ackerwerkzeuge. Diese Arbeit gilt bei den Kabylen für ein frommes Werk; der Schmied erhält dafür ein Stück Gemeineland.

Wenn ein Kabyler auf der Reise einen Stammesgenossen trifft, so muß er diesem mit Gut und Blut helfen. Wehe, wenn er das nicht tut! Er verlegt dann seine heiligste Pflicht.

und wenn der Kabyle, dem keine Hilfe zuteil geworden ist, Klage erhebt, so erhebt die Djemmâa den Schaden, den einer der Ihrigen durch seine Hilferverweigerung nicht abgewehrt hat. Die Kabylen einer Dorfmark helfen sich also nicht bloß untereinander. Nein, sie lassen ihre Unterstützung jedem Stammesgenossen zuteil werden, ganz gleich, welcher Markt er angehört. Jeder reisende Kabyle hat daher auch in jedem Dorfe seines Stammes das Recht auf Herberge für den ganzen Winter. Seine Pferde dürfen auf den Gemeindewiesen grasen.

Im schönsten Lichte zeigte sich die Hilfsbereitschaft der Kabylen, als 1867 bis 1868 im westlichen Nordafrika eine furchtbare Hungersnot wütete. Jeder Darbende, der bei diesen Barbaren Zuflucht suchte, fand ohne Unterschied der Abstammung Schutz und Nahrung. Während in dem benachbarten Algier Tausende elendiglich Hungers starben, kam bei den Kabylen kein einziger solcher Fall vor. Im kabylischen Bezirk Dellys allein wurden 12000 Leute vor dem Hungertod gerettet. Überall im Lande der Kabylen wurde die Hilfe in großartiger, weitherziger Weise geboten. Hier brauchte man daher auch keine Polizei, wie in den europäischen Ansiedlungen, um vor Diebstahl und Hungeraufständen sicher zu sein. (Schluß folgt.) od.

o o o

Arno.

(Fortsetzung.)

Von E. Seton Thompson.

Die Leute saßen oder knieten mit bewundernden Blicken um das kleine Geschöpf herum und sahen ihm zu, wie es einen Schluck Wasser nahm und sich dann dem Futternapf zuwandte.

„Seht nur das Auge. Was für Flügel und diese unvergleichliche Brust! 's ist ein wahrer Edelstein!“ rühmte der Besitzer gegenüber den jetzt stumm herumstehenden, minder glücklichen Taubenzüchtern.

Das war Arnos erste Lat. Als Sieger unter fünfzig aus einem guten Taubenschlag versprach er eine glänzende Laufbahn.

Er erhielt den silbernen Fußring des edlen New Yorker Brieftaubensklubs mit der Nummer 2590 C, die später in der Welt der Taubenzüchter so bedeutungsvoll werden sollte.

Bei jenem Abungsflug aus Elisabeth waren nur vierzig Tauben zurückgekehrt. Das ist die Regel. Manche waren nicht kräftig genug und blieben zurück, andere waren nicht gewitzigt genug und zerstreuten sich. Mittels dieser

scharfen Flugauslese verbessern die Taubenzüchter ihre Rasse. Von den zehn blieben fünf verschollen, während fünf noch am gleichen Tage den Heimweg fanden und einzeln sich später einstellten. Die letzte von den Bummellern war eine große, plumpe Blaue. Als sie einrückte, äußerte der Stallknecht: „Hier kommt die alte, splintköpfige Blaue, auf die Jakob gewettet hat. Ich dachte nicht, daß sie zurückkommen würde; 's wäre mir auch recht gewesen, denn ich glaube, sie hat was von 'ner Kropfstaube an sich.“

Die große Blaue, von ihrer Brutstätte auch „Eckliste“ genannt, hatte sich von vornherein besonders stark gezeigt. Obgleich alle gleich alt waren, war sie schneller gewachsen und größer, dabei auch schöner, wenn die Züchter auch hierauf nicht viel geben. Sie schien sich ihrer Bedeutung voll bewußt und zeigte sich bald den kleineren Kameraden gegenüber anmaßend. Ihr Besitzer prophezeite große Dinge von ihr, aber Billy, der Stallknecht, schüttelte bedenklich den Kopf über die Länge ihres Halses, den Umfang ihres Kropfes, ihre Haltung und ihre übermäßige Größe. „Ein Vogel mit 'nem Sack voll Wind vor sich kann nichts gewinnen. Die langen Beine sind nichts als bloßer Ballast, und mit so 'nem Hals kann man keinen Staat machen,“ murmelte er mißbilligend, als er eines Morgens den Boden lehrte.

II.

Nun begann das regelmäßige Trainieren der Vögel. Jeden Tag ließ man sie dreißig bis vierzig Kilometer weiter vom Hause entfernt fliegen und wechselte fleißig mit der Richtung, bis unsere Tauben das Band zweihundert Kilometer in der Runde kannten. Von fünfzig Vögeln waren jetzt nur noch zwanzig übrig, denn die scharfe Probe räumt nicht nur mit den Schwachen und Minderbefähigten auf, sondern auch mit denen, die plötzlich von Krankheit oder von Unfällen betroffen werden oder sich unvorsichtigerweise vor dem Fluge überfressen haben. Unter der auserlesenen Schar waren viele schöne Vögel mit breiter Brust, glänzenden Augen und langen Flügeln, geschickt zu schnellstem Fluge in edlem Dienste, denn sie sollten den Menschen zur Zeit der Not als Boten dienen. Meist waren sie weiß, blau oder braun gefärbt, und trugen sie auch keine Uniform, so hatte doch jede von den Bewährten das feurige Auge, die prächtigen Schwingen und die Ohrenwölbung, woran man das Brieftaubenvollblut erkennt.

Die beste und erlesenste von allen und auch fast immer die erste am Ziele war unser kleiner Arno. Im Zustand der Ruhe trat er kaum vor den anderen hervor, denn jetzt hatten fast alle das silberne Fußband erworben, aber in der Luft da zeigte Arno seinen Adel, und wenn das Ziehen des Schiebers das Zeichen zum Abflug gab, dann war Arno der erste unterwegs, er schwebte hoch empor, wie um sich jedem örtlichen Einfluß zu entziehen, fand instinktmäßig den Weg nach Hause und legte ihn zurück, ohne sich durch Hunger, Durst oder kameradschaftliche Lockungen aufhalten zu lassen.

Trotz Billys üblen Prophezeiungen war die große Blau aus der Eckliste unter den zwanzig. Oft kam sie spät zurück, nie war sie die erste, und manchmal, wenn sie erst ein paar Stunden nach den anderen eintraf, zeigte sie weder Hunger noch Durst, ein sicheres Zeichen, daß sie unterwegs gebummelt hatte. Aber noch war sie jedesmal zurückgekehrt, und jetzt trug sie auch, wie die übrigen, das geweihte Zeichen mit einer Registernummer, das noch weileren Ruhm in Aussicht stellte. Billy schätzte sie gering und stellte ihr als unerreichbares Muster Arno gegenüber. Aber ihr Besitzer verteidigte sie und sagte: „Daß ihr Zeit; schnell gewonnen, schnell zerronnen, gut Ding will Weile haben. Ich habe noch immer gefunden, der beste Vogel ist der, dem man's zuerst nicht anmerkt.“

Noch war kein Jahr vorüber, und der kleine Arno hatte fertiggebracht, was noch keine von seiner Art vorher vermochte. Das Allerschwierigste ist das Fliegen übers Meer, wo es keinerlei Wegzeichen wie auf dem Lande gibt; und am schlimmsten ist es zur See bei Nebel, denn dann ist nicht einmal die Sonne sichtbar, und rein gar nichts kann zur Erkennung der Gegend dienen. Wenn aber die Erinnerung, wenn Auge und Ohr im Stiche lassen, dann bleibt noch eins für die Briestaube übrig, und gerade darin liegt ihre Stärke, nämlich der angeborene Richtungssinn. Diesen kann aber nichts aufheben als die Furcht, und darum muß zwischen dem edlen Flügelpaar ein starkes kleines Herz schlagen. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Der erste Mai.

Von Emma Böls.

Lottchen hat sich fein gemacht
Mit dem weißen Kragen,

Darf zum Fest ihr Sonntagskleid
Schon des Morgens tragen.

Nachmittags da geht's hinaus
Dann zu Spiel und Freude,
Feiern doch den ersten Mai
Ihre Eltern beide.

Nach dem Wetter schaut sie aus,
Kommt nach einem Weilchen,
Und kaum tritt sie in die Tür,
Geht das Plappermäulchen:

„Mutter, unsre Wirtin fragt,
Was denn heut geschehen,
Daß ich schon des Morgens früh
Darf spazieren gehen?“

Sagt' ich ganz verwundert drauf:
Ob sie denn nicht wüßte,
Daß der erste Mai heut sei,
Den man feiern müßte.
Doch sie meint: daß Sonntag heut
Sei ja ohne Frage,

Doch der erste Mai sei nur
Grad' wie alle Tage.

In der Schule singen wir:

„Habt ihr's schon vernommen?“
— Unser Lehrer geigt dazu —

„Der Mai ist angekommen.
Nun wird alles frisch und grün
Kings im Feld und Hage,
Und sie glaubt, es sei ein Tag
Nur wie alle Tage!“

Mutter streichelt lächelnd ihr
Die erhitzten Wangen:

„Kind, was abgestorben ist,
Kann nicht grün mehr prangen.
Sieh, wir feiern heut ja nicht
Frühlingsjonnennwende,

Nein, zum Völkerverbund
Reichen wir die Hände,
Streuen wir die Frühlingsaat
Hoffnungsvoll im Maien,
Daß ihr Jungen einst euch könnt
An der Ernte freuen.

Jeder jauchzt mit uns, der fühlt,
Daß der Lenz erschienen,
Nur was abgestorben ist,
Das kann nicht mehr grünen.“

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Klara Jettin (Rundel), Mittelstraße,
Post Begeck bei Stuttgart.

Verlag von Emil Steiger in Stuttgart.